

Wie viele Synagogen braucht Dresden?

Wie viele Synagogen braucht Dresden? Genügt nicht für die etwa eintausend in Gemeinden organisierten Dresdner Juden die eine große Synagoge am Hasenberg?

Zunächst einige Informationen über Synagogen, damit wir am Ende dieses Beitrages die Frage qualifizierter beantworten können.

Spätestens seit dem ersten Jahrhundert können Räume nachgewiesen werden, die die Funktionen der heutigen Synagogen erfüllen. Eine Synagoge ist, mehr oder weniger, das jüdische Äquivalent einer Kirche. Sie ist (oder sollte sein) das Zentrum der religiösen Gemeinde, ein Ort der Predigt, des Studiums, der religiösen Bildung und auch ein soziales Zentrum.

Die verbreitetste und immer auch korrekte Bezeichnung für den jüdischen Betraum ist Synagoge. Das ist die griechische Übersetzung des Hebräischen "Beit Knesset" (Ort der Versammlung). Orthodoxe und chassidische Gemeinden bevorzugen häufig "Schul" (jiddisch für Schule). Sie weisen damit auf eine wesentliche Funktion der Synagoge hin, so wie in Prag die Alt-Neu-Schul.

Seit ca. 1800, nach der Französischen Revolution, verwenden jüdische Reformgemeinden, wie in Hamburg, die Bezeichnung "Tempel". Anders als bei althergebrachten religiösen Vorstellungen, warten Reformgemeinden nicht auf die Rückkehr des Messias (Erlöser) ins "Gelobte Land", das heutige Israel und Palästina. Die Rückkehr des Messias gilt als Voraussetzung für die Wiedererrichtung des vor ca. zweitausend Jahren zerstörten Tempels von Jerusalem. Dagegen betonen Angehörige von Reformgemeinden, dass für sie, als Ergebnis der Emanzipation, bereits ihr Wohnort bzw. ihr Heimatland das "Gelobte Land" ist. Und da steht jetzt ihr Tempel. Daher diese Bezeichnung für ihre Synagoge.

Im Gegensatz zu den meisten Kirchen, die weithin an ihrem Glockenturm zu erkennen sind, oder zu den meisten Moscheen, die mindestens ein Minarett auszeichnet, haben Synagogen außen keine hervorgehobenen Architekturelemente. Allenfalls einen Davidstern. Der kann, muss aber nicht sein.

Die Synagoge am Hasenberg zieht schon durch ihre auffällige Architektur und ihre Gesamtanlage Blicke auf sich. Dagegen würde ein Ortsfremder die Synagoge der Gemeinde Chabad Lubawitsch in der Tiergartenstraße übersehen. Die noch im Ausbau befindliche Synagoge der Jüdischen Kultusgemeinde am Alten Leipziger Bahnhof in der Bahnhofstraße schmückt außen ein Davidstern.

Jeder Raum kann zu einer Synagoge umgewidmet werden. Benötigt wird ein Lesepult (Bima), um beim Gottesdienst die schweren Thorarollen aufzulegen und daraus vorzulesen. Ob sich das Lesepult in der Mitte des Raumes oder an der Stirnseite befindet, ist nicht vorgeschrieben. Hinter einem Schmuck-Vorhang an der Stirnseite befindet sich der Thoraschrein mit den kostbaren Thorarollen. Der Thoraschrein sollte an der Ostseite des Raumes stehen, damit die Beter etwa in Richtung Jerusalem schauen. Kleinliches Nachmessen mit dem Kompass wird nicht verlangt. Dann gibt es noch ein "ewiges Licht", und Sitzgelegenheiten. In orthodoxen Gemeinden kommen für das Studium des Talmuds noch Tische hinzu.

Ob Tempel, Synagoge oder Schul: Die Funktionen sind immer die gleichen. Dabei kann es fröhlich und locker, auch ausgelassen, zugehen. So wie bei der Gemeinde Chabad Lubawitsch und bei der Kultusgemeinde. Oder eher formell, wie es die Jüdischen Gemeinde am Hasenberg praktiziert. Das wird von der Tradition der jeweiligen Gemeinde bestimmt. Der angestellte Rabbiner oder die Rabbinerin richtet sich nach den Wünschen der Gemeinde. Auch ob Frauen und Männer getrennt in der Synagoge sitzen, hängt von der jeweiligen Tradition der Gemeinde ab. Wenn getrennt, dann kann das durch eine Empore, durch eine Trennwand (Mechiza) oder durch einen Gang erfolgen. Die Jüdische Gemeinde (Hasenberg) hatte ursprünglich, in der Aufgabenstellung für die Architekten zum Bau der Neuen Synagoge, eine "Frauenempore" gefordert. Das aber hätte für behinderte Frauen einen Fahrstuhl, verbunden mit zusätzlichen Kosten, bedingt. Deshalb wurde später entschieden, dass die Frauen und Männer sowohl durch den Gang im Hauptraum wie auch auf der Empore getrennt sitzen sollen. In der Kultusgemeinde gibt es keine Trennung zwischen Frauen und Männern - jede(r) sitzt, wo und wie er/sie möchte.

In den 100 Jahren vor dem Holocaust war die Religiosität der meisten Juden in Deutschland ebenso zurückgegangen wie bei den Christen. Diese Juden bezeichneten sich als Drei-Tages-Juden: Ihre Traditionsbewusstsein war vorwiegend auf den Besuch der Synagoge an den drei Feiertagen Rosch Ha-Schana (jüdisches Neujahrsfest), Jom Kippur (Versöhnungstag) und Pessach (Erinnerung an den Auszugs aus Ägypten) beschränkt. Nach der Neugründung der Dresdner Jüdischen Gemeinde 1945 setzte sich diese Tradition fort. Auch, weil die damaligen Gemeindemitglieder ihre Zugehörigkeit zum Judentum weniger über die Religion, eher wegen ihren Erfahrungen während der NS-Zeit, verstanden. Die Praxis der Gemeinde hat sich bis heute, auch nach dem Wachsen von etwa 60 Mitgliedern zum Ende der DDR-Zeit auf heute etwa 650 Mitglieder, vorwiegend durch Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion, kaum geändert.

Dagegen haben die Gemeinden Chabad Lubawitsch und die Kultusgemeinde einen chassidischen Hintergrund. Die größten chassidischen Gemeinden gibt es heute in den USA und in Israel, woher auch die Dresdner Rabbiner Shneor Havlin von Chabad Lubawitsch und Akiva Weingarten von der Kultusgemeinde kommen.

Der Chassidismus ist die Antwort auf die bedrückenden Lebensbedingungen der Juden in Osteuropa nach 1650. Deshalb ist er bis heute betont lebensbejahend. Das Grundprinzip: Judentum zu leben soll Freude bereiten! Die Aktivitäten der drei Gemeinden reichen weit über den religiösen Bereich hinaus. Dafür nur einige wenige Beispiele:

Jüdische Gemeinde (Hasenberg): Unterstützung für die aus der Ukraine geflohenen Juden, Chor, Deutschunterricht.

Chabad Lubawitsch: Jüdischer Kindergarten, Ferienlager, Belieferung mit koscherem Essen, Verkauf von Judaica.

Kultusgemeinde: Liberales chassidisches Lehrhaus (Yeshiva), öffentliche Veranstaltungen zur Weiterbildung.

Die drei Dresdner Synagogen widerspiegeln die Entwicklung des Judentums in Dresden. Die meisten Bürger unserer Stadt waren über Jahrzehnte auf das eigene Leid wegen der Zerstörung ihrer Stadt, danach auf den Wiederaufbau, fixiert. Erst mit dem Bau der Neuen Synagoge am Hasenberg 2001 rückten Juden wieder ins Bewusstsein der Dresdner. Das wurde auch durch die auffällige Architektur der Synagoge, am Ort der 1938 zerstörten Synagoge, und das Gemeindehaus unterstützt: In unserer Stadt gibt es wieder Juden!

Weil die alte Synagoge von 1938 während der NS-Zeit zerstört worden war, wurde der Neubau ausschließlich mit staatlichen Mitteln und aus Spenden bezahlt. Die Jüdische Gemeinde am Hasenberg war zur Zeit des Baues die einzige Vertreterin der Dresdner Juden. Daraus resultierte die exklusive Stellung als Vertreterin und damit Ansprechpartnerin für die Dresdner Juden durch die Stadt Dresden. Heute gibt es drei Gemeinden. Das ist ein Schritt zur Normalität: Mehrere jüdische Gemeinden bestehen nebeneinander, so wie auch in unserer Stadt mehrere christliche Gemeinden nebeneinander bestehen.

Bis heute wird die Jüdische Gemeinde ganz wesentlich über Verträge mit dem Staat finanziert. Sie wäre auch nicht in der Lage, aus eigener Kraft die Synagoge und das Gemeindehaus zu erhalten.

Dagegen finanziert sich das 2003 gegründete Gemeindezentrum von Chabad Lubawitsch vorrangig von Spenden der weltweit agierenden Lubawitscher Religionsgemeinschaft. Eine gesicherte staatliche Subventionierung gibt es nicht.

Auch die Jüdische Kultusgemeinde kann nicht auf eine staatliche Subventionierung zählen. Sie ist fast vollständig auf Spenden angewiesen. Die Synagoge der Jüdischen Kultusgemeinde ist noch nicht fertiggestellt. Wenn auch noch mit dem Charme einer Baustelle, finden doch dort schon Gottesdienste und Feiern statt.

Und nun zurück zur Frage "Wie viele Synagogen braucht Dresden?" Sollte es nicht richtiger heißen: "Wie viele Synagogen brauchen die Dresdner Juden?" Für mich ist die Antwort klar: Es werden so viele Synagogen benötigt, wie es jüdische Gemeinden mit unterschiedlicher Ausrichtung gibt. Das aber sollte kein Hinderungsgrund sein, bereits vorhandene Einrichtungen, wie die der Jüdischen Gemeinde am Hasenberg, gemeinsam zu nutzen.